



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

φ.: Das französische Gelbbuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nicht zu rathen. Vielmehr wäre zu dessen Beseitigung mindestens eine chemische und mikroskopische Untersuchung von kompetenter und nicht interessirter Seite allein von Nutzen.

Und nun zum Schluß. Sollen wir ihn noch unsern Tischendorf nennen? Wir denken, vorläufig nicht. Man büßt ungern einen großen Mann ein, aber wir sind verstimmt.

Merklich erkältet senkt unser Wohlwollen die Flügel. Mühsam fortbeschworne Schatten kehren wieder, und von Neuem haben wir zu wehren, daß wir nicht den zu Anfang dieses Artikels geschilderten Versuchungen unterliegen. Also nicht mehr unser Tischendorf, unser Erasmus und Kimenes, und nicht eher wieder, als bis die Zweifel des Englishmans und die unsern widerlegt sind, wovon wir seiner Zeit — nicht so sehr wegen des „sinaitischen Fundes“, der uns fühlbar läßt wie die Engländer, als im Interesse der Ehre deutscher Wissenschaft — bereitwillig Notiz nehmen werden.

Aber wohlzubemerkten: Causidicus hat seine Mängel, ist aber kein Simones. Also nicht wieder das hohe Roß reiten, nicht kurz abtrumpfen. Nicht mit Worten, die mehr Selbstgefühl als Selbsterkenntniß athmen, sich um die Sache herumschlängeln, wie bei der Rücknahme des frühern Urtheils über das Herma's-Manuscript. Sondern glatte klare, ausführliche Gegenbeweise bringen; denn, wie die Grenzboten damals bei Gelegenheit der Uranios-Affaire nicht ohne einige Behmuth sagten:

Es gibt viel Betrug in der Welt, und auch die Besten können irren!

Das französische Gelbbuch.

Der Kaiser Napoleon hat, wie in den beiden verflossenen Jahren, so auch diesmal, der Legislative eine Auseinandersetzung über die Lage des Landes, begleitet von diplomatischen Documenten, vorlegen lassen. Der Werth dieser Mittheilungen ist allerdings relativ; denn mißliebige Momente sind darin mit Stillschweigen übergangen oder mit officiöser Schönfärberei behandelt. Vor Allem muß es jedem Leser der veröffentlichten Depeschen, welche dem Publicum sämmtlich durch die Zeitungen zugänglich gemacht sind, auffallen, daß auf dieselben schwerlich der Grundsatz der Jury passen wird: die Wahrheit, die ganze

Wahrheit, nichts als die Wahrheit. Schon unter Guizot gestand einer seiner Intimen, es koste unglaubliche Mühe, die Vorlagen für die Kammern zurecht zu machen, d. h. Compromittirendes wegzulassen, ohne daß die Lücke gefühlt werde, aber wenn man schon damals in diesen Mittheilungen nicht immer den eigentlichen Schlüssel einer streitigen internationalen Frage zu finden hoffen durfte, so noch viel weniger unter der kaiserlichen Regierung. Napoleon kennt allerdings die Wichtigkeit der öffentlichen Meinung und versäumt nichts, um sie zu gewinnen, aber er ist darum keineswegs gesonnen, sich ihrem Richterstuhl zu unterwerfen. Er hat deshalb eine doppelte Buchhaltung eingerichtet, in den veröffentlichten Depeschen wird der Kampf für die höchsten Interessen des staatlichen Lebens geführt, in den geheimen Depeschen liegen die wahren, nur zu oft persönlichen Springsfedern verborgen. Consequent wie er ist, ging er noch einen Schritt weiter und führte auch doppelte Buchhalter ein, neben den beglaubigten Gesandten operiren geheime Agenten, die von jenen unabhängig sind, und schon oft sind französische Diplomaten zu ihrem Erstaunen in ihren Angaben direct vom Kaiser nach jenen verborgnen Quellen berichtet. Dürfen wir demzufolge nicht erwarten, in den veröffentlichten Documenten bis auf den Grund der Fragen zu sehen, so geben sie uns doch immerhin merkwürdige Fingerzeige. Voran steht die Sphinx der römischen Frage. Napoleon hat hier selbst gesprochen, durch sein bereits im Herbst bekannt gewordenes Schreiben an Thouvenel. Man findet in demselben nichts, was eine Lösung andeutet, sondern nur den stetig wiederholten Wunsch einer Ausgleichung zwischen dem Widerstande der einen und der Begehrlichkeit der andern Partei. Er erklärt sehr richtig die Motive beider, tadelt, daß jede die ihrigen absolut festhält, anstatt im wohlverstandnen Interesse den Forderungen der Billigkeit und Gerechtigkeit Gehör zu geben, und meint, man müsse nicht daran verzweifeln, daß die Wahrheit, dies göttliche Licht, sich Bahn breche und die Gegner zur Versöhnung führe. Sollte Napoleon, der gewiß nicht an dogmatischer Beschränktheit leidet, wirklich glauben, daß eine Vereinbarung zwischen dem päpstlichen *Non possumus* und dem Cavourschen Programm: „Rom die Hauptstadt Italiens“ möglich sei? Sollte er an die freie (römische) Kirche im freien Staate glauben? Dann würde er sich für mächtig genug halten, um mit Bassanio im Kaufmann von Venedig zu reden, Schnee und Feuer zu neuem Leben verbinden zu können. Aber schwerlich wiegt er sich in derartigen Täuschungen. Wen die Unterhaltungen des Cardinal Antonelli mit dem französischen Botschafter noch im Zweifel über die Möglichkeit einer derartigen Sisyphusarbeit lassen können, der wird schwerlich bekehrt werden können. Wir meinen, der Schlüssel für die neueste, dem Papste günstige Wendung in der kaiserlichen Politik ist nur in ganz bestimmt französischen Umständen zu suchen. Er liegt vor Allem in den bevorstehenden Wahlen zum gesetzgebenden Körper. Der Kaiser, der durch seine

hundertarmige Bureaukratie aufmerksam den Puls der öffentlichen Meinung Frankreichs fühlt, glaubt, daß der Sturz des Papstes in der katholischen Bevölkerung eine so gewaltsame Aufregung hervorrufen würde, daß die ergebene Majorität, deren er zu seinem Scheinconstitutionalismus bedarf, gefährdet sein könnte. Wenn deshalb erklärt wird, es habe dem Kaiser zweckmäßig geschienen, das Versöhnungswerk in die Hände von Personen zu legen, welche den bisherigen Erörterungen fern gestanden, so bezeugt dies schwerlich die Zuversicht Napoleons, daß den Herren Drouin de Lhuys und Latour d'Auvergne gelinge, was den Vorgängern mißlungen. Wenn ihm die Zeit in Rom zu handeln gekommen scheint, so werden sie ebenso andern Personen Platz machen, wie Thouvenel und Lavalette es jetzt thun mußten. Hat nicht vielleicht im Hinblick auf eine solche Wendung Lord Russell dem Papste Malta als Asyl angeboten? Man könnte fragen, warum hat denn der Kaiser nicht den gesetzgebenden Körper vor dem Ablauf seines Mandates aufgelöst? Wir meinen, einmal weil er die Katholiken erst speciell durch eine dem Papste günstige Politik beruhigen will, und sodann, weil er die Hände nicht frei hat, in Italien zu handeln, so lange die mexikanische Expedition nicht beendet; inzwischen gibt Persigny für die Wahlen den Präfecten den Befehl, wenn ein Bonapartist nicht durchzubringen, stets einen demokratischen Candidaten den Klerikalen vorzuziehen. Die ultramontanen Blätter mögen jetzt mit großer Feierlichkeit die Reformen verkünden, welche der Papst verspricht, Napoleon wird dies nicht täuschen, er ist sich sicher darüber klar, daß es nur zwei Lösungen für die römische Frage gibt, entweder der Papst bleibt in Rom und sein weltlicher Schutzherr führt die Reformen, die er in dem Briefe an Edgar Ney verlangte, selbst aus, oder die weltliche Macht fällt, und Rom wird die Hauptstadt Italiens für neue Concessionen an Frankreich. Für beide Fälle werden die Italiener durch die Fortdauer ihrer gegenwärtigen Schwierigkeiten mürber gemacht. Die Correspondenz mit dem Turiner Cabinet schließt mit einigen Depeschen, welche beiderseits den status quo vorläufig annehmen; die Noten Thouvenels von diesem Sommer dagegen zeigen, wie sehr der Sache Italiens das kopflose Unternehmen Garibaldis und die ebenso unbesonnene als schwache Politik Ratazzis geschadet hat. Dieser intrigante Mann, der ohne die großen Eigenschaften Cavour's den Ehrgeiz hatte, dessen Werk zu Ende zu führen, stürzte den tüchtigen, vielleicht etwas zu schroffen Nicasoli durch unwürdige Kunstgriffe und französische Begünstigung. Er glaubte deshalb frei handeln zu können und verabredete mit Garibaldi eine Schilderhebung in Griechenland, durch welche die orientalische Frage Oestreich in solche Verlegenheiten bringen sollte, daß Italien daran könnte, Venedig zu nehmen. Aber Garibaldi ließ sich in Sicilien, wo er noch im vollsten Einvernehmen mit den königlichen Prinzen schien, von Mazzinisten bereden, daß Ratazzi ihn täusche, er erhob den Ruf nach Rom,

der mit einer Katastrophe endete, die Napoleon kategorisch verlangte, und deren Organ Rattazzi sein mußte. Der Fall seines Ministeriums war der verdiente Lohn, und wenn man auf seine Thätigkeit zurückblickt, so darf man sagen, daß der einzige Gewinn dieses Jahres, die Anerkennung Italiens von Rußland und Preußen, nicht sein Verdienst, sondern lediglich der französischen Fürsprache zuzuschreiben ist. Diese Fürsprache aber ist eben auch ein Moment der doppelhändigen kaiserlichen Politik, deren Widersprüche Prévost-Paradol in dem heißenden Dialog des *Courier du Dimanche* zusammengefaßt, welcher den Zorn des Imperialismus so sehr erregte.

Bleibt Italien eine Quelle vielfacher Verwickelungen und Verlegenheiten für die kaiserliche Politik, so bringt der mexicanische Handel noch weit dringendere Gefahren. Ein scharfer Beobachter Napoleons hat einmal gesagt, er kenne den Unterschied von Träumen und Denken nicht, er führe seine Projecte zwar mit großer Klugheit aus, aber die Projecte selbst seien die eines Enthusiasten. Es ist sehr naheliegend, dies Wort auf die mexicanische Unternehmung anzuwenden. Er ließ sich durch Almonte und dessen Freund, den französischen Gesandten in Mexico, Dubois de Saligny über die Schwierigkeiten einer Expedition täuschen, in der er die Verwirklichung seiner frühern Plane hoffte, nämlich die Begründung eines französischen Colonialreiches in Amerika, die Durchstechung des Isthmus von Panama und die erneute Herrschaft der lateinischen Race unter Frankreichs Fahne in jener Weltgegend. Diese Ideen wurden von Michel Chevalier im Anfang vorigen Jahres in zwei Artikeln der *Revue des deux mondes* ausgeführt; Mexico, heißt es dort, sei ein Land von unerschöpflichen Hülfquellen, das durch seine Minen- und Bodenerzeugnisse alle Auslagen des Unternehmens rasch und reichlich erstatten werde. Diese Ideen scheinen aber doch einigermaßen sanguinisch, gewiß ist das Land sehr fruchtbar, und die Minen können einen unvergleichlich höhern Ertrag bei rationellem Bau geben. Aber vorläufig fehlt es an allen Bedingungen solcher Resultate. Zunächst ist das militärische Ziel, die Occupation des Landes, noch keineswegs erreicht. Nehmen wir auch an, daß General Forey bald in Mexico sein wird, so beginnen damit erst die eigentlichen Schwierigkeiten. Mit der Hauptstadt kann er sich nicht begnügen, schon weil er sich daselbst nicht hinreichend verproviantiren kann, er muß also die größern Städte besetzen, und diese liegen so entfernt von einander, daß es einer doppelt so großen Armee bedürfen wird, um zum Ziele zu gelangen. Und auch wenn dies mit großen Opfern an Blut und Geld durchgesetzt wird, wenn durch ein Gaukelspiel des allgemeinen Stimmrechts Napoleon zum Protector des Landes erklärt sein sollte, so ist an einen Gewinn aus dem Unternehmen nicht zu denken. Um den Productenreichtum des Bodens wirklich productiv zu machen, müßte zuerst eine vollkommen neue Colonisation Millionen in die Bergwerke und Felder stecken, welche durch Raubbau verwüstet

fast nichts hervorbringen, und wo sind die Elemente einer solchen Colonisation? Die Mexicaner, wahrlich schlechte Repräsentanten der lateinischen Race, sind Mischlinge von Spaniern und Indianern, welche, durch Anarchie und Pfaffenthum auf den niedrigsten Bildungsgrad herabgedrückt, aus der französischen Occupation einen Vorwand zu fortwährendem Guerillakrieg und Räubereien machen werden. Für Europäer eignet sich das Klima nicht und am wenigsten für die Franzosen, welche nicht einmal mit der Colonisation Algiers vorwärts kommen. Aus allen diesen Umständen erklärt es sich gewiß hinreichend, daß die Engländer mit Vergnügen sehen, wie der Kaiser sich immer tiefer in eine Angelegenheit verwickelt, die ihm keinen Gewinn bringt und die Geld- wie Militärkräfte Frankreichs um so mehr in Anspruch nehmen muß, als die mexicanische Frage die amerikanische einst unvermeidlich berühren wird. Mag auch Herr Drouin de Lhuys sich vorläufig bei dem Fehlschlagen der Vermittelung beruhigen, die Connexität beider Angelegenheiten muß früher oder später zu einer Intervention zu Gunsten des Südens führen. Der Brief des Kaisers an den General Forey gibt auch dafür mannigfache Anhaltspunkte. Diesen bedrohlichen Ausichten gegenüber haben die im Gelbbuch mitgetheilten Documente über die Mißverständnisse mit England und Spanien nur ein retrospectives Interesse, zumal mit keinem der beiden Länder daraus ernstere Verwickelungen hervorgegangen sind. Aus den letzten Verbalnoten, die mit Spanien gewechselt sind, geht übrigens hervor, daß Napoleon die Hülfe seines frühern Bundesgenossen jetzt nicht will, indem er am 1. December erklärt, er werde England und Spanien zur Theilnahme an den Verhandlungen mit Mexico einladen — „dès que la phase des opérations militaires sera terminée.“ — Während Frankreich also im Westen kämpft „pour rendre à la race latine, de l'autre côté de l'Océan sa force et son prestige“ ist England im Osten nicht müßig gewesen und hat sowohl in den serbisch-montenegrinischen Angelegenheiten, wie in der griechischen Frage große Vortheile errungen.

Am ausführlichsten behandelt das Gelbbuch die serbischen Angelegenheiten, weil in der That die geschickte Politik des französischen Botschafters und des Generalconsuls in Belgrad wesentlich zum Abschluß der Convention vom 8. September beigetragen haben, welche dem Fürstenthume immerhin wichtige neue Rechte sichert. Weniger Grund dagegen hat die französische Regierung, sich eingehend über Griechenland auszulassen, und in der That finden wir in dem Buche auch nur die bereits bekannte Circulardepesche vom 4. December v. J., welche die Ansichten des Tuileriencabinetts zusammenfaßt und nach der Erneuerung des Londoner Protokolls von 1830 ein mehr platonisches Interesse für Griechenland zeigt. In der That hat Palmerston durch seinen großen Schwachzug mit den ionischen Inseln die beiden andern Schutzmächte vollkommen aus dem Felde geschlagen und wer auch immer den schwan-

fenden Thron Griechenlands besteigen wird, er wird sich nur durch Englands Hülfe darauf halten können. Die britische Regierung sagt sich wahrscheinlich selbst, daß alle ihre Unterstützung das morsche Gebäude der ottomanischen Macht doch auf die Länge nicht wird halten können, sie will es abstützen und einen neuen Unterbau beginnen, der dann Anhalt bietet, wenn das obere Gewölbe stürzt.

In Summa, meinen wir, wird der Eindruck des Gelbbuchs auf den unbefangenen Leser der sein, daß Frankreich eine große Macht bleibt, die ihr Ansehen durch gewaltige Mittel nach Außen aufrecht zu erhalten im Stande ist, daß es aber doch schwerlich Ursache hat die Bilanz des letzten Jahres als eine gewinnreiche anzusehen. φ.

Das Ziel des Suezkanals.

England gibt die ionischen Inseln auf. Ausgemacht scheint, daß die britischen Staatsmänner den Besitz derselben nicht mehr für unbedingte Nothwendigkeit halten, falls im Königreich Griechenland eine ihnen passende Regierung zu Stande kommt. Nur die Einwilligung der übrigen Mächte und das Ja der Jonier selbst fehlen noch außer jener angenehmen Regierung, und die Angelegenheit wäre geordnet. England, so scheint es, fühlt sich hier sicherer wie je.

Aber sehen wir nach einem andern Punkte der Karte. Während die englische Politik im Begriff steht, eine ihrer drei starken Stellungen im Mittelmeer als entbehrlich zu verlassen und gegen bloß moralischen Gewinn zu vertauschen, gehen auf dem weiteren Wege nach Indien, in Aegypten und am Rothen Meer Dinge vor, die auf bedenkliche Absichten Frankreichs in Betreff dieser Gebiete gedeutet werden müssen. Von Jahr zu Jahr häufiger erscheinen an den Küsten des Rothen Meeres französische Kriegsdampfer. Von Zeit zu Zeit verlautet von Versuchen Frankreichs, dort Inseln oder Buchten zu Stationsplätzen für solche Schiffe zu erwerben. Agenten aus Paris durchstreifen die Uferlandschaften von Habesch und setzen sich mit dortigen Herrschern in Vernehmen. Vielfach wird von Berträgen berichtet, die durch derartige Sendlinge im Interesse Frankreichs und